

Elemente der modernen Zivilisation

War es der Mühe wert, daß aus neunzehn Ländern 150 Delegierte des „Internationalen Verbandes für kulturelle Zusammenarbeit“ im Oktober 1928 nach Prag fuhren, um ihre Auffassungen von der modernen Zivilisation auszusprechen und der Einheit näherzubringen? Wenn es auf ernste Begründung und Vertiefung ankam, dann waren für ein so weites und umstrittenes Thema drei Tage, die außerdem in üblicher Weise mit gesellschaftlichen Veranstaltungen belastet werden mußten, eine kurze Zeit. Wollte man sich zum guten Teil auf Autoritäten stützen, wozu die delegierten Damen und Herren doch alle irgendwie — manche recht sehr — Veranlassung hatten, so suchte man auf der Vortragliste vergebens unbedingt überragende Namen. Man fand tüchtige Köpfe von stark entgegengesetzter Denkart, und man konnte voraussehen, daß auch die privaten Besprechungen der Kongreßteilnehmer, wie es schon so geht, in wesentlichen Dingen selten über Unklarheiten und Widersprüche hinweghelfen würden.

Aber da unsere Zivilisation schwer bedroht ist, darf kein Rettungsversuch deshalb zu gering scheinen, weil er höchstens einen bescheidenen Teilerfolg verspricht. Man konnte doch hoffen, daß dieser Kongreß hier und da auf einen Lehrstuhl oder eine Kanzel, in ein Verwaltungsgebäude oder einen Salon einen frischen Hauch von Verständnis und Eifer für brennende Gegenwartsaufgaben der europäischen Menschheit wehen werde.

Also machte man sich auf die Reise ins goldene Prag und dachte im stillen, die alte Kultur dieser traumschönen Stadt werde irgendwie als Gegengewicht auf die Überschätzung moderner Technik wirken, der so viele Geister und Herzen verfallen scheinen. Man war gespannt darauf, wie weit es der zehnjährigen Republik gelungen sein werde, den harten tschechischen Nationalwillen mit der übernationalen Kulturkraft der Hauptstadt auszuföhnen. Und obgleich zu erwarten stand, daß die angekündigte Galavorstellung der Oper eher eine Gelegenheit festlichen Zusammenseins als ein starkes künstlerisches Erlebnis bringen werde, brauchte man nicht zu zweifeln, daß auch durch die Farben und Klänge tschechischen Volkstums in Smetanas „Verkaufte Braut“ die Menschenferne mancher Elemente der modernen Zivilisation den Kongreßteilnehmern lebendiger zum Bewußtsein kommen werde.

Über dem Stadtbilde Prags liegt noch aller Zauber der Vergangenheit. Noch immer steht man die alten Heiligen über der Moldau thronen, die so schön und tückisch unter den steinernen Bogen rauscht. Sagenumflungene Türme und Giebel steigen noch immer rechts und links aus dem Grün der Hügel und dem grauen Gewoge der Dächer in den herbstlichen Himmel. Um die dunkeln Fronten an den Straßen und Plätzen der Altstadt schwebt ungestört Erinnerung an schreckliche Dinge. In den Winkelgassen und Torbogen der Kleinfeste, auf den Treppenstraßen, die zum Hradschin führen, zu Burg und Dom, zu Klöstern und Adelshäusern, ist es einem, als schritte man zwischen halb ehrfürchtig, halb widerwillig gehüteten Gräbern feudaler Jahrhunderte. Das glänzende Leben der einst so reichen böhmischen Fürsten, Grafen und Barone ist für immer dahin. Natürlich stößt man überall auf

Hoheitszeichen des neuen Staates. Sie drängen sich nicht unnötig vor. Trotzig aber hält der künstlerisch herrliche Gegensatz zwischen rasender Leidenschaft und ruhiger Festigkeit in den gestaltenreichen Denkmälern, die für Hus und Palacký errichtet worden sind, den Gedanken an die immer noch offenen Wunden religiöser und nationaler Zwietracht wach.

Deutsch hört man fast mehr als in den letzten Jahren vor dem Weltkriege. Nicht bloß in Kanzleien und Hotels, auch in der Straßenbahn und unter den Gewölben uralter Speisewirtschaften wird es ohne Scheu gesprochen. Ein Universitätsprofessor sagte mir, die Tschechen hätten jetzt, wo sie die Herren im Lande seien, mehr Neigung als früher, von ihren deutschen Kenntnissen Gebrauch zu machen. In vielen höheren Schulen, wo Deutsch unter der Monarchie nicht vorgeschrieben war, muß es jetzt als zweite Sprache gelehrt werden. Neu ist ebenfalls die starke Zunahme des Französischen, die man auf Ladenschildern aller Art, in Bücherauslagen und sogar im Verkehr bemerkt.

Französisch wurde auch auf dem Kongresse am meisten gesprochen. Deutsch war gut, Englisch nur schwach vertreten. Weil höchstens eine kleine Minderheit der Kongreßbesucher imstande zu sein schien, sich in den Hauptsprachen Europas mit Leichtigkeit auszudrücken, konnte man vermuten, daß die Mehrheit ohne eingehende Kenntnis der gesamteuropäischen Zivilisation hierher gekommen und deshalb lernbedürftig und lernwillig war. In Wirklichkeit ergaben sich aus den Vorträgen und Diskussionen sachlich nicht viel neue Erkenntnisse. Aber man hatte den beträchtlichen Gewinn, viel Buchwissen in den verschiedenartigen Persönlichkeiten der Redner lebendig werden zu sehen und es dadurch voller zu erfassen. Da waren kühle Denker, die vorsichtig jedes Hindernis umschlichen. Pathetische Kathedermenschen zuckten mit allen Muskeln unter der Wucht ihrer wissenschaftlichen Überzeugung, verloren sich begeistert in die Enge schulmäßiger Selbstverständlichkeiten und vergaßen fast nie, einander kräftig zu beweihräuchern. Auf jugendliche Idealisten folgten überlegene Vertreter der Erfahrung. Künstlerseelen breiteten, unbekümmert um das Verständnis der Zuhörer, ihr Traumgewebe selig aus. Kraftnaturen stampften spizige Probleme nieder, und lächelnde Zweifler stellten Fragen, auf die noch niemand eine Antwort weiß. Nichts von alledem war nutzlos, wenn man es kritisch wertete.

Wenigstens drei Züge im rätselhaften Antlitz der modernen Zivilisation hat der Kongreß eindrucksvoll herausgearbeitet: die allumfassende Macht der Technik, die trostlose Uneinigkeit der Weltanschauungen, die Gefährdung des Friedens.

Von der Weltherrschaft der Technik, d. h. der Maschine, entwarf der Frankfurter Professor Friedrich Dessoir ein leidenschaftlich bewegtes Bild. Immer klarer erkennen die Forscher die Gesetze, nach denen die Kräfte der Natur wirken. Immer neue Anwendungen dieser Gesetze ersinnt der Erfinder, um den unbegrenzt ausdehnungsfähigen Bedürfnissen des menschlichen Lebens gerecht zu werden. So ist innerhalb der natürlichen Welt eine immer größer werdende technische Welt entstanden. Alle irdischen Entfernungen hat die Technik überbrückt, alle Zeiten menschlicher Arbeit hat sie verkürzt, alles Mühen menschlicher Kraft hat sie vermindert. Die Bewohnbarkeit der Erde ist durch sie um das Vielfache gestiegen, die Sterblichkeit um die Hälfte gesunken.

Dazu kommt, was Arthur Fontaine, der Präsident des internationalen Arbeitsamtes in Genf, über die ungeheure Umgestaltung des modernen Staates durch die Technik sagte. Erst durch sie sind in den Industrieländern die nach Millionen zählenden Arbeitermassen zu einer Macht geworden, mit der die Regierungen unter allen Umständen zu rechnen haben. Erst infolge der technischen Fortschritte ist es möglich und notwendig, die gesamte Weltarbeit in immer steigendem Maße staatlich und überstaatlich zu organisieren. Durch die Technik verbreiteten sich rascher und weiter als früher Wohlstand und Bildung, und damit stieg die demokratische Abneigung, sich staatlich einem erblichen Landesfürsten und gesellschaftlich dem Adel unterzuordnen. Ein sehr bedeutender Teil der öffentlichen Verwaltung hat sich in Leitung industrieller und kaufmännischer Unternehmungen verwandelt, so daß der Staat mit seinen Waffenfabriken, Werften und Verkehrsmonopolen nicht selten zum mächtigsten Arbeitgeber des Landes wird. So tief ist die Technik bereits in alle Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens eingedrungen, daß die Träger der gesetzgebenden und sogar der richterlichen Gewalt immer mehr von der Selbständigkeit ihres Urteils an die technischen Sachverständigen abtreten müssen. Daraus ergeben sich von selbst Bestrebungen, die Volksvertretung nicht aus Abgeordneten politischer Parteien, sondern aus Abgeordneten technischer Berufsgruppen zu bilden. Und wegen der weltumspannenden Macht der Technik muß sogar die Souveränität des Einzelstaates zu Gunsten überstaatlicher Organisationsnotwendigkeiten eingeschränkt werden, weil ohne gemeinschaftliche Regelung der Weltarbeit die Konkurrenzfähigkeit und damit die wirtschaftliche Existenz des Einzelstaates nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

Mit alledem war von selber ausgesprochen, daß in offenbarem Gegensatz zu früheren Jahrhunderten die Technik ein Hauptgegenstand der Wissenschaft geworden ist. Es brauchte auch nicht mehr in einem besondern Vortrage nachgewiesen zu werden, wie sehr man in den Methoden und Fragestellungen sogar der Geisteswissenschaften den Einfluß des technischen Denkens spürt. Dagegen ließ man ausführlich einen Verteidiger des Einbruches der Maschinentechnik in das Gebiet der schönen Kunst zu Worte kommen. Jeanneret le Cobusier, dessen großartige Pläne zum Umbau von Paris oft wie ein Hohn auf alle akademische Ästhetik empfunden worden sind, konnte natürlich noch nicht behaupten, die aus Zement und Stahl geschaffenen Bauformen hätten sich im allgemeinen schon siegreich als künstlerischen Ausdruck eines neuen Menschentums erwiesen. Aber er zeigte doch, wie aus dem jahrzehntelangen Eindringen der Maschine in alle Lebensverhältnisse naturnotwendig eine neue seelische Haltung gegenüber der Technik entstehen mußte, eine Sehnsucht, auch an den Werken der Technik, vor deren Anblick wir nicht mehr fliehen können, das Verlangen nach Schönheit zu stillen. Und er zweifelte nicht im geringsten, daß der sparsame, sachliche Geist der Maschinentechnik schon in naher Zukunft eine Baukunst schaffen werde, deren starke und strenge Harmonie dem neuen Schönheitsgefühl des Maschinenzeitalters überzeugend entspreche.

Nun können die zivilisierten Völker, besonders seit sie durch die vervollkommenen Verkehrsmittel genauer übereinander unterrichtet sind und unaufhörlich aufeinander einwirken, selbstverständlich nicht alles im ungeheuern

Umkreis der Kultur mit gleichem Eifer betreiben. Daher mußte die starke Hinwendung zur Technik eine gewisse Vernachlässigung der seelischen Seite des Menschenlebens hervorrufen. Tatsächlich sehen wir, daß sehr viele gerade von denen, die dem Naturgeschehen dank unsern technischen Errungenschaften mit einer unvergleichlich größeren Sicherheit gegenüberstehen als die Menschen früherer Jahrhunderte, in den Fragen nach einem vernünftigen Sinn des Lebens und nach einer befriedigenden Lebensordnung weit unsicherer geworden sind.

Dieser Erschütterung der Weltanschauungen stellte der englische Philosoph C. P. Blacker die unbeirrte Seelenhaltung eines Gutsbesizers vor hundert Jahren lehrreich gegenüber. Mochten Unwetter seine Saaten vernichten, tödliche Seuchen seine Viehbestände oder seine Familie heimsuchen, Kriege oder Steuern sein Vermögen zerrütten — er blieb fest überzeugt, daß Gott nach unerforschlichen, aber gerechten Gesetzen die Welt regiere, daß ein Fürst von Gottes Gnaden zum Herrscher über das Volk gesetzt sei, und daß er selber in diesem Volke die ihm von Gott bestimmte Stelle als Gutsbesitzer und Familienvater einnehme. Er schaute nicht weit über die Grenzen seines Landes hinaus, denn er las wenige Bücher und keine Zeitungen. Er bekannte sich ohne Bedenken zu der Religion seiner Eltern und Großeltern und hielt für seine wichtigste Lebensaufgabe die Rettung seiner unsterblichen Seele. Er handelte ja nicht immer treu nach diesen Grundsätzen; wenn er aber hörte, daß manche Leute der Meinung seien, man brauche überhaupt nicht nach solchen Grundsätzen zu handeln, dann erklärte er sie für beschränkt oder ruchlos, und er verließ sich auf den Tag des göttlichen Gerichtes, das seine Auffassung bestätigen werde. Ganz anders denken bekanntlich sehr viele Menschen im Zeitalter der modernen Technik. Sie erblicken in Hagelschlägen und Überschwemmungen nur die Folgen geographischer Bedingungen und meteorologischer Gesetze. Einstweilen schützen sie sich wenigstens durch Versicherungen gegen den Schaden, mehr und mehr gewinnen sie auch zweckmäßigen Einfluß auf die Wasserbewegung und auf das Wetter selber. Aber verheerende Krankheiten, frühen Tod und geringe Ertragsfähigkeit des Bodens sind sie ja schon zum großen Teil Herr geworden. Dagegen will es ihnen nicht mehr gelingen, sich über Grundfragen der Staatsordnung oder gar über sittliche Forderungen und religiöse Lebensgestaltung zu einigen. Soviel sie an äußerer Herrschaft über die Natur gewonnen haben, noch mehr haben sie an innerer Sicherheit über Sinn und Ausgang ihres eigenen Daseins eingebüßt.

Als Folge dieses Schwindens religiöser Überzeugungen bezeichnete der Züricher Psychoanalytiker Jung das gewaltige Anwachsen aller Arten von Okkultismus. Spiritisten, Astrologen, Theosophen haben seit Jahrhunderten nicht soviel Anhänger gehabt wie jetzt. Trotz aller Fortschritte der astronomischen Wissenschaften werden heute tausendmal mehr Horoskope gestellt als zur Zeit Fausts oder Wallensteins. Trotz aller philosophischen und pädagogischen Aufklärung gibt es — wenn auch in neuen Formen — noch ebensoviel Aberglauben wie im grauesten Altertum. An die Stelle des aus dem Bewußtsein verdrängten christlichen Glaubens tritt bei Hunderttausenden aus den Tiefen des Unterbewußtseins die Leidenschaft für geheimnisvolle Lehren und Übungen des Morgenlandes. Die ersehnte Sicherheit der Lebensdeutung

und Lebensführung findet man freilich auch so nicht, aber man hat doch etwas Ablenkung von der inneren Angst, und man erlebt das nihilistische Vergnügen, ein Ideal nach dem andern in dem widerlichen Schmutze versinken zu sehen, den die Psychoanalyse Freuds in den Kloaken des Seelengrundes aufgedeckt hat.

Zu dem Unglück solcher inneren Zerrissenheit kommt aber noch die sowohl von Jung wie von Blacker stark betonte Gefahr neuer Kriege und Revolutionen. Der fortgeschrittenen Technik verdanken wir es, daß wir nicht mehr wie zu Goethes Zeiten an Sonn- und Feiertagen unbesorgt beim Glase Wein davon plaudern können, wie „hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“. Sobald im fernsten China ein ehrgeiziger General seine bewaffneten Banden in Bewegung setzt, haben wir den wirtschaftlichen und oft auch politischen Rückschlag der Störung oder Verschiebung zu erwarten, die unausbleiblich auf dem Weltmarkt eintritt. Mit bitterem Sarkasmus stellte Jung fest, daß dieselben Kräfte, die durch den angeblich weisen Grundsatz, die beste Sicherung des Friedens seien starke Rüstungen, Europa auf ein Haar vernichtet hätten, zehn Jahre nach dem Weltkrieg eifrig an der Arbeit sind, nach demselben Grundsatz mit allen Grausamkeiten der fortgeschrittenen Technik eine neue Katastrophe vorzubereiten. Die heutige Lage der zivilisierten Welt ist die eines Kranken, der einmal eine so furchtbare Erschütterung erlitten hat, daß ihm für immer jedes Vertrauen zu sich selber verloren gegangen ist. Weil man meint, das Unheil wälze sich mit unentrinnbarer Notwendigkeit heran, ist der Wille zu politischen und sozialen Vorbeugungsmaßnahmen gelähmt.

Blacker erinnerte daran, daß die wehrfähige Jugend von heute die Schrecken des Krieges, die ihr ja im Kindesalter nur halb zum Bewußtsein kamen, fast vergessen hat, daß auf den grauenhaften Schlachtfeldern von einst lachende Saaten reifen, daß aber trotzdem in den Völkern das bange Gefühl, wie unsicher der Friede ist, und wie fragwürdig alle irdischen Zukunftshoffnungen sind, nicht weichen will. Man hat zu klar gesehen, wieviel Haß und Zerstörungswut unter der glatten Oberfläche der Zivilisation lauern. Man bebt noch immer vor der unheimlichen Macht, die Dugende von Thronen stürzte, man starrt in Europa und Amerika mit Staunen und Entsetzen auf die Entwicklung der Sowjetrepubliken, man vernimmt sogar in England immer häufiger das Geständnis, daß revolutionäre Arbeiterunruhen und Auflösung des britischen Weltreiches keine bloßen Hirngespinnste mehr sind.

Das nervöse Anließ der modernen Zivilisation, das unruhig aus diesen Darlegungen der Kongreßredner schaut, wird schwerlich viele Herzen bezaubern. Wir sehen uns vor die unerbittlich näher und näher kommende Walze der Maschinenteknik geworfen und wissen nicht, wie lange wir noch imstande sein werden, das in uns zu pflegen und zu mehren, was nicht plattgewalzt werden darf und will. Die fortschreitende Zersplitterung der Weltanschauungen bringt die Lebensgrundlagen eines großen Teiles der Menschheit bis in ihre letzten Tiefen ins Wanken. Und immer deutlicher steigt die Gefahr eines Weltkrieges herauf, der die moderne Zivilisation durch die von ihr selber geschaffenen Zerstörungsmittel gänzlich zu vernichten droht. Wird sich dann der überlebende Teil der Menschheit von einem Alpdrücken erlöst fühlen und eine bessere Zukunft aufbauen? Oder werden alle, die zum Aufbau fähig wären, hinweggerafft sein und nur noch Zwerge ohne Geist und Kraft zwischen

Massengräbern hungern? Diese Fragen hat der Kongreß nicht umgangen. Er hat sich bemüht, Wege zu zeigen, auf denen Rettung vor dem Unheil noch möglich ist, wenn der Wille zur Rettung nicht bei allzu vielen versagt.

Zunächst muß offenbar nach Möglichkeit vermieden werden, daß die einen anstreben, was die andern verwerfen. Also wäre eine gemeinsame Wertlehre aufzustellen. Aber die setzt gerade die gemeinsame Weltanschauung voraus, die wir nicht haben. Immerhin werden wir der schmerzlich vermißten Einheit wenigstens näher kommen, wenn wir uns die von Blacker und Jung geforderte Demut des echten Wahrheitsuchers zu eigen machen. Blacker gründete diese Demut auf das Bewußtsein der Winzigkeit des Einzelmenschen gegenüber dem Weltall. Jung führte denselben Gedanken nur weiter aus, wenn er sagte, seine Stimme sei bloß eine einzige Stimme, seine Erfahrung ein Tropfen im Meer, sein Wissen so begrenzt wie das Gesichtsfeld eines Mikroskops, und seine Ansichten seien eben nur seine Ansichten. Das braucht noch keineswegs zu bedeuten, daß diese Ansichten ohne Beziehung auf Jung wertlos wären. Wenn ehrliche Menschen die Grundlagen ihrer widerstreitenden Überzeugungen umsichtig prüfen und das Ergebnis klar und bescheiden aussprechen, wird unausbleiblich eine Minderung der Dunkelheiten und Widersprüche und damit eine Annäherung an die Wahrheit erreicht. Der Kongreß hat auf jeden Fall bewiesen, was leider für sehr viele immer von neuem des Beweises bedarf, daß es in allen europäischen Völkerfamilien, bei den Romanen und Slawen so gut wie bei den Germanen, vernünftige Menschen gibt, die imstande sind, scharf entgegengesetzte Meinungen über die allerwichtigsten Lebensfragen mit der Ruhe zu erörtern, die zur Klärung führt.

In einer Sitzung des Kongresses hatte ich Gelegenheit, auf einige Bedenken gegen wesentliche Auffassungen Blackers und Jungs aufmerksam zu machen. Beide scheinen mir den Begriff des modernen Menschen in einer Weise zu bestimmen, wie es der vom Kongreß erstrebten Einigung der Geister nicht dienlich und auch sachlich nicht berechtigt ist. Nach Blacker ist die moderne Weltanschauung das Endergebnis der Geschichte unserer Zivilisation. Im Gegensatz zum Menschen des alten Orients und des europäischen Mittelalters verläßt sich der moderne Mensch auf seinen eigenen Verstand und seine eigene Kraft. Er findet es z. B. lächerlich, um das Aufhören einer Seuche zu beten, die sich durch die Mittel der modernen Medizin unterdrücken läßt. Jung trennt den modernen Menschen so sehr von aller Vergangenheit, daß er nicht am Ende der Geschichte, sondern außerhalb der Geschichte steht, hinter sich bloß Veraltetes und Überwundenes, vor sich das reine Nichts, das im Keime die ganze Zukunft enthält. An ein künftiges Glück von ewiger Dauer kann er freilich nicht mehr glauben; denn er hat ja alle metaphysischen Sicherheiten des mittelalterlichen Menschen verloren.

Dagegen dürfte einzuwenden sein, daß ein Mensch, der die gesamte Vergangenheit für veraltet ansieht und die Zukunft aus dem Nichts neu aufbaut, weder möglich noch wünschenswert ist. Die Unmöglichkeit voller Verwirklichung dieses Begriffes gab Jung selber in der Diskussion zu. Er gab auch zu, daß nicht alle, sondern sehr viele heutige Menschen die Neigung haben, sich dem von ihm gegebenen Grenzbegriff zu nähern. In der Tat vermag niemand alle naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Erkenntnisse,

die ihm der Unterricht von der Elementarschule bis zur Universität übermittelt hat, alle Lebensgewohnheiten und sittlichen Grundsätze, die ihm durch Wort und Beispiel eingeprägt worden sind, restlos als veraltet von sich abzustreifen; und wenn er es könnte, müßte er sich hüten, es zu tun. Denn da im allgemeinen die geistigen Kräfte der heutigen Menschen nicht größer sind als die der früheren, ist nicht einzusehen, mit welchem Rechte auf bedeutende Fortschritte gehofft werden könnte, wenn wir überall wieder ganz unten anzufangen hätten. Tatsächlich übernehmen heute wie zu allen Zeiten Theoretiker und Praktiker von ihren Vorgängern das, was brauchbar scheint, und die genialsten Bahnbrecher gestehen am willigsten ein, daß sie viel geerbt und wenig neu erworben haben. Für vollkommene Originale hat der alte Goethe bekanntlich den Spruch geschrieben:

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule,
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Toten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Nun geschieht es erfahrungsgemäß, daß mitten im Getriebe unserer Zivilisation forschende und schaffende Menschen zu den immer noch wertvollen Gütern der Vergangenheit auch gewisse philosophische und religiöse Anschauungen rechnen. Solche Menschen gibt es in den verschiedensten Wissensgebieten, auf den Lehrstühlen deutscher und ausländischer Universitäten, auf den Höhen der Kunst und der Technik, an der Spitze weltumspannender Wirtschaftsunternehmungen und in der Regierung mächtiger Staaten. Man wird nicht beweisen können, daß diese Männer wegen ihres Gottesglaubens oder ihres Christentums das Leben weniger gut zu meistern verstehen, oder daß sie hinter den idealen Forderungen ihres Berufes weiter zurückbleiben als die andern, die alle metaphysischen Sicherheiten des Mittelalters verloren haben. Zwischen dem Verluste dieser Sicherheiten und den heutigen wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften besteht kein notwendiger Zusammenhang. Denn wie man bei Knepper (Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft, 4. Aufl., Freiburg 1912) oder bei Cymieu (La part des croyants dans les progrès de la science au 19^e siècle, 2 Bde., Paris 1920) ausführlich nachlesen kann, sind gerade unter den hervorragendsten Begründern unserer heutigen Zivilisation nur wenige Gottesleugner, aber sehr viele gläubige Christen — und weit mehr praktische Katholiken, als man gewöhnlich annimmt. Andererseits findet sich Jahrhunderte vor dem Entstehen der modernen Technik bei griechischen Sophisten und ostasiatischen Mahayana-Gelehrten eine so vollständige Preisgabe aller festen Überzeugungen, daß unsere Zeit sie darin schlechterdings nicht überbieten kann.

Da also der Zerfall metaphysischer Sicherheiten weder der Gegenwart ausschließlich eigen noch allgemein bei den führenden Trägern der heutigen Zivilisation eingetreten ist, sondern da auch gläubige Anhänger überlieferter Religionsformen am Fortschritte der zivilisierten Menschheit erfolgreich mitarbeiten, so hat man kein Recht, in den Begriff der modernen Weltanschauung oder des modernen Menschen ohne weiteres einen Bruch mit dem Kirchenglauben ein-

zuschließen. Ich weiß wohl, daß der verkehrte Sprachgebrauch weit verbreitet ist, aber in der Versammlung eines Kulturbundes, der gebildete Menschen aller Weltanschauungen zu gemeinsamem Wirken für den Fortbestand unserer Zivilisation vereinen will, ist er besonders schlecht am Plage. Niemand, der sich um die Lösung einer großen Gegenwartsaufgabe mit Ernst und Erfolg bemüht, läßt sich gern sagen, er sei unmodern, er habe eine veraltete Weltanschauung. Als modern muß man alles gelten lassen, was heute lebenskräftig ist. Solange es Millionen von Katholiken gibt, die sich nach ihren Fähigkeiten in tausendfacher Abstufung an der Gestaltung des Kulturlebens beteiligen, solange ist auch das katholische Christentum modern.

Nicht einmal im Sinne eines unerreichbaren Ideals, dem man sich so viel wie möglich nähern soll, wäre Jungs Begriff des modernen Menschen annehmbar. Denn wie er selber zugibt, hat nur ein Teil der heutigen Menschen die Neigung, sich nach dieser Richtung hin zu entwickeln. Allgemein wird man sagen müssen, daß man als Mensch nicht um so moderner ist, je weniger man von Altem an sich hat, sondern je besser man sich durch Altes oder Neues befähigt, das zu leisten, worauf es heute ankommt. Was das im einzelnen ist, hat selbstverständlich jeder nach seiner Weltanschauung zu entscheiden. Da werden sich also auf vielen Punkten Verschiedenheiten ergeben; aber Einigkeit könnte und sollte darin herrschen, daß keine einzelne Weltanschauung den Anspruch erheben darf, nur in ihrem Sinne sei von modernem Menschentum zu sprechen.

Wie zu hoffen ist, daß die von Blücher und Jung gegebene Anregung zu demütigem Streben nach Wahrheit nicht ohne Frucht bleibt, so möchte man wünschen, daß wenigstens einige der Gedanken allgemein beherzigt würden, die über die Sicherung des Friedens vorgetragen wurden. Fontaine wies nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, die Kriegsursachen durch internationale Abmachungen zu vermindern. Damit werde freilich gewissen überstaatlichen Einrichtungen, wie wir sie z. B. im Haager Schiedsgerichtshof, im internationalen Arbeitsamt und im Völkerbund kennen, ein unter Umständen drückender Einfluß auf den Einzelstaat übertragen. Aber der Einzelstaat könne sich vernünftigerweise nicht weigern, so viel von seiner Souveränität zu opfern, wie zu seinem eigenen Bestande erforderlich ist.

Kleinstaatcn waren ja schon immer gewohnt, einer Großmacht, die auf einer an sich nicht berechtigten Forderung bestand, lieber nachzugeben, als unter schwersten Opfern einen aussichtslosen Kampf um Souveränitätsrechte auszufechten. Heute erkennen auch die stärksten Großmächte an, daß ein Stärkerer über sie gekommen ist. England hat dem Freiheitswillen Irlands und Indiens Zugeständnisse machen müssen, die es früher für unerträglich hielt. Der chinesische Drang nach Einheit und voller Selbständigkeit zerriß einen nach dem andern von den Verträgen, die England und Japan, Frankreich und Amerika einst für unverleglich erklärt haben. Das Geld der Weltbanken und der Zwangslauf von Produktion und Absatz in den Weltindustrien besiegen den Widerstand jedes Einzelstaates. Da kann es auch der mächtigste Staat nicht mehr für politisch unmöglich ansehen, einer überstaatlichen Einrichtung so viel von seiner Souveränität freiwillig zu überlassen, wie zum Weltfrieden nötig ist. Denn nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte ist ja ein künftiger

Krieg nicht nur mit einem ungeheuren Risiko für alle Beteiligten verbunden, sondern sogar das Siegervolk hat die fürchterlichsten Rückschläge zu gewärtigen. Es ist wirklich hohe Zeit, daß der übertriebene und längst nicht mehr den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende Begriff von der Souveränität moderner Staaten durch die öffentliche Meinung entschieden bekämpft werde.

Wegen des wirtschaftlichen Zusammenhangs der Welt ist es für den Frieden offenbar von Wichtigkeit, daß die großen Industriestaaten zur Entspannung des Konkurrenzkampfes auf den ausländischen Märkten die Aufnahmefähigkeit des innern Marktes steigern, also das Einkommen der Käufermassen ihres eigenen Volkes zu erhöhen suchen. Damit würde allmählich auch eine Hauptursache der innerstaatlichen Unruhen beseitigt, unter denen wir jetzt so oft zu leiden haben. Der amerikanische Soziologe Edgar Morrer, der als Vertreter mehrerer Zeitungen seines Landes lange in Europa gelebt hat, zeigte in eigener Art Wege zu diesem Ziele. Die europäischen Länder müßten ganz allgemein die Gedanken der modernen Technik, die doch von ihnen begründet worden sei, strenger durchführen. Die Landwirtschaft verdiene zu wenig, weil sie zu wenig Maschinen verwende. Der Arbeiter müsse sich nicht auf Klassenkampf, also auf Behauptung gesellschaftlicher Unterschiede einstellen, sondern auch als Arbeiter mit aller Kraft über die proletarische Lebenshaltung hinauszuwachsen suchen. Der Arbeitgeber solle gesellschaftlich nicht so weit wie möglich vom Arbeiter abrücken, sondern nach immer größerer Gemeinsamkeit mit ihm streben. Die Vertreter der geistigen Berufe dürften dem Reiche der Maschine nicht als aristokratische Verächter oder als romantische Träumer gegenüberstehen, sondern ihre Aufgabe sei es im Gegenteil, für gänzliche Anpassung an die Forderungen der Technik zu werben.

Das mag vielen zu amerikanisch geklungen haben. Aber wer darin nicht ohne weiteres ein Ideal sehen kann, wird doch nicht leugnen dürfen, daß große Schritte in dieser Richtung uns dem allgemeinen Wohlstand und dem Frieden näher brächten. Dem aus unserer geschichtlichen Entwicklung erklärlichen Widerstreben gegen eine Verwischung gesellschaftlicher Unterschiede hielt mit Recht ein Europäer, der Engländer Blacker, die Erwägung entgegen, daß es für die bevorrechteten Klassen offenbar weit besser ist, freiwillig die Ungleichheit zu verringern, als dazu durch ein siegreiches Proletariat gezwungen zu werden. Man kann diese Warnung tausendmal wiederholen, ohne daß sie begriffen wird. Trotz des traurigen Schicksals zahlloser Besitzenden in Mitteleuropa, trotz des grauenhaften Schicksals fast aller Besitzenden in Rußland scheinen die reichen Leute nicht wesentlich klüger geworden zu sein.

Selbstverständlich liegt eine befriedigende Überbrückung der Klassengegensätze in weiter Ferne, und noch länger werden wir um die Einheit der Weltanschauung zu ringen haben. Aber das kann kein Grund sein, diese beiden als notwendig erkannten Ziele vorläufig überhaupt nicht ernsthaft ins Auge zu fassen. Leichter dagegen, wenn auch für die meisten immer noch schwer genug, ist die dritte Gefahr zu beschwören, die das Gedeihen unserer Zivilisation bedroht: die Spaltung zwischen Technik und Seele. Unmittelbar vor dem Kongreß, im September 1928, hatte der katholische Engländer Hilaire Belloc in der französischen Revue des vivants den raschen Niedergang von

Religion und Sitte im ältesten der heutigen Industrieländer dargelegt. „Reifer als jedes andere Volk“, hatte Belloc gesagt, „sind wir für den Staatssozialismus und für die ‚mechanische‘ Regierung aller durch einige.“ Zur Verhütung eines Zeitalters seelenloser Maschinenmenschen genügt es freilich nicht, die Seele bloß neben der Technik zu pflegen, sondern wir müssen uns bemühen, die ganze Technik mit dem ganzen Leben der Seele zu erfüllen. Je mehr uns das gelingt, desto näher kommen wir zugleich der sozialen Einheit und der Einheit der Weltanschauungen.

Zu diesem Zwecke ist das hemmende Vorurteil zu beseitigen, als ob die Technik das Leben mit innerer Notwendigkeit häßlich mache. Dabei handelt es sich natürlich nicht um die Frage, ob die Welt der Maschine Gegenstand künstlerischer Darstellung sein kann. Theoretisch ist diese Frage zu bejahen, und praktisch ist sie durch ein Gemälde wie Menzels „Eisenwalzwerk“ oder durch die Skizzen Dalous zu einem „Denkmal der Arbeit“ längst entschieden. Vielmehr kommt es hier darauf an, in der Welt der Maschine selber die Schönheit strahlen zu sehen, nach der unsere Seele verlangt. Und dazu bekannte sich mit jugendlicher Begeisterung der gar nicht mehr junge Fontaine. Er leugnete nicht, daß die Technik, wie alles Leben, auch andere als schöne Seiten hat. Aber er sprach es doch als tiefes Erlebnis aus, daß vieles im Reiche der modernen Erfindungen von hinreißender Schönheit sei. Wenn man sehe, wie ein einziger Arbeiter genügt, Riesenblöcke von Stahl durch eine Maschinenhalle schweben zu lassen, oder wenn man bedenke, wie wenig Anstrengung heute erforderlich ist, um unsere Gedanken im Augenblick über Länder und Meere zu tragen, dann wirke diese Verkörperung der Macht des menschlichen Geistes so erhebend schön wie nur irgend etwas in der Welt.

Nun mag man ja einwenden, die Arbeiter, die mit angespannten Nerven in der rasenden Hast des Betriebes stehen, hätten kaum Sinn für solche ästhetischen Genüsse, und auch ihre Häuslichkeit verrate wenig Schönheitspflege. Es ist oft so, aber es muß nicht so sein. Mit dem Fortschritte der Technik werden körperliche Anstrengungen immer mehr durch Maschinenkraft ersetzt, die Arbeitszeit im Betriebe wird kürzer, und im Heim des Arbeiters fällt ein großer Teil der ehemals für Herstellung von Nahrung und Kleidung nötigen Mühen ganz fort. Durch all das wird der Geist für ideale Werte, also auch für Schönheitsgenuß, freier, als er ohne Technik sein könnte. Dessauer warnte sehr richtig vor der falschen Idealisierung, in der wir das Leben der Handwerker und Bauern alter Zeiten sehen. Die Kulturgeschichte hat uns gelehrt, wie armselig das Dasein der Hörigen, der Kleinbürger und sogar der niedern Ritter des Mittelalters aussieht, wenn wir es mit dem Durchschnittsleben heutiger Industriearbeiter vergleichen. Schon vor Jahrzehnten konnte man in England bemerken, daß strebsame Arbeiter in ihrer Wohnung mehr Bequemlichkeiten hatten als die Könige der Ilias.

Die Verklärung durch Schönheit ist gewiß nicht die einzige und nicht die wichtigste Art, die Welt der Technik zu durchseelen. Aber solange wir das Technische für häßlich halten, bleiben uns erst recht die viel höheren Werte verschlossen, die in ihm liegen. Dessauer hat fein auf sie hingewiesen. Lebte denn nicht in den tausend Gebrauchsgegenständen, die uns die Technik liefert, etwas von dem Sinnen und Kämpfen derer, die das alles erfunden und ver-

fertigt haben? Strömt nicht unaufhörlich eine Flut gegenseitiger Lebensförderung zwischen Verkäufern und Käufern, weil einer auf des andern Verständnis und Bemühung angewiesen ist? Es wäre also kurzfristig, mögen wir als Zuschauende oder als Mitwirkende das Getriebe von Industrie und Handel betrachten, fast nur an die Ware und fast nie an das lebendige Menschentum zu denken, das in ihr offenbar wird. Und noch höher führte Dessauer die Gedanken des Kongresses empor. Alle Maschinen und alle Fabrikate, alle kleinen und großen Wunder der technischen Welt sind Gestalt gewordene Begegnungen Gottes, des allmächtigen Schöpfers, mit der hoffenden und flehenden Schaffenskraft der Menschheit. Wen die Natur zu Gott führt, den führt bei richtiger Betrachtung auch die Technik zu Gott. Und damit schließt sich die Kluft zwischen Technik und Seele.

Der Frankfurter Sinologe Wilhelm, der die letzte und lebhafteste Debatte des Kongresses leitete, konnte mit Recht der Freude darüber Ausdruck geben, daß hier Vertreter ganz entgegengesetzter Ansichten ihre Meinungen nicht nur friedlich ausgetauscht, sondern einander auch in der Überzeugung bestärkt hatten, die Einheit sei notwendig, und in dem ehrlichen Willen, an ihrer Verwirklichung weiterzuarbeiten. Die bewundernswerte Regie des Prinzen Karl Anton Rohan, der im Jahre 1924 diesen „Internationalen Verband für kulturelle Zusammenarbeit“ gegründet hat, und die freigebige Gastlichkeit des Prager Kongreßkomitees trugen nicht wenig dazu bei, daß man sich in den drei Tagen seelisch näher kam.

Was also die Delegierten an Eindrücken und Anregungen vom Kongreß in ihre heimatlichen Bundesgruppen mitbrachten, wird nicht ohne gute Wirkung bleiben. Es bedeutet doch etwas, wenn in ganz Europa, von England bis Rumänien und von Polen bis Portugal Wissenschaftler und Künstler, Industrielle und Zeitungsleute, Prälaten bis hinauf zu den Kardinälen, Frauen aus verschiedenen Gesellschaftsklassen, Parlamentarier und Minister im Sinne des Kongresses fortfahren, in ihren Landesgruppen praktische Kleinarbeit für die Durchseelung unserer Zivilisation, für soziale Versöhnung und Völkerverständigung zu leisten.

Wieviel stärker aber wäre eine solche Bewegung, wenn sie sich auf einer einheitlichen Weltanschauung aufbauen ließe! Leider haben die Katholiken, die sich doch dieser Einheit erfreuen, sich sogar an der von Bischöfen und Päpsten dringend empfohlenen katholischen Friedensbewegung beschämend schwach beteiligt. Sie werden sich also nicht wundern dürfen, wenn bei Ausbruch eines neuen Weltkrieges auch sie der Vorwurf der Mitschuld trifft.

Jakob Overmans S. J.